Einleitung

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **153 (1975)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

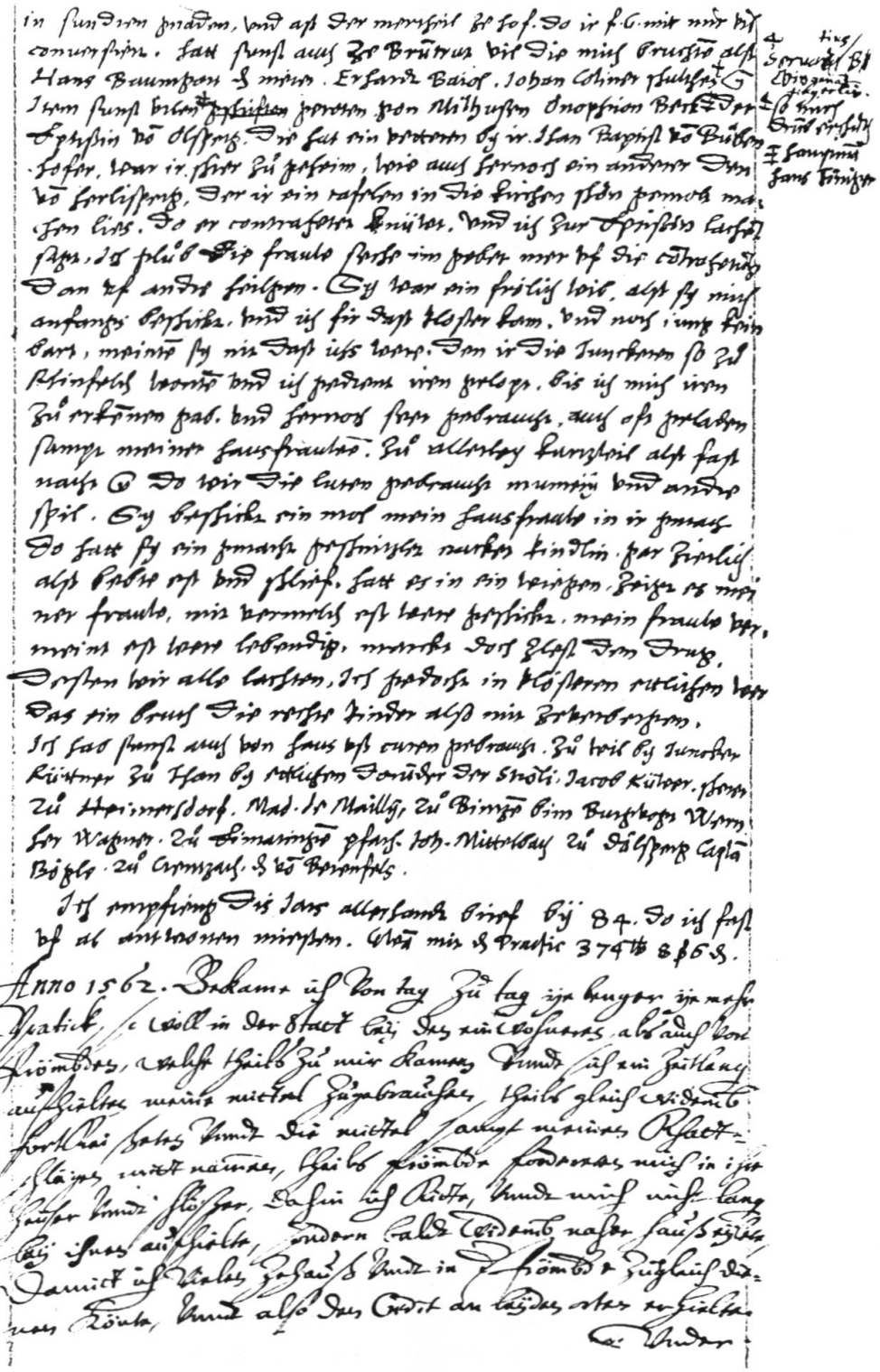
Einleitung

Als Ergänzung zu meiner Edition von Felix Platters Tagebuch sind die folgenden Aufsätze entstanden, die sich mit seiner nächsten Umgebung befassen, seinen Eltern und Geschwistern sowie seinen Wohnstätten.

Wir werden dabei nicht streng chronologisch vorgehen, sondern stellen die verschiedenen, verstreuten Aussagen über je eine Person gleich den Steinchen eines Mosaiks zusammen, so daß daraus ein abgerundetes Porträt entsteht. Das gleiche Problem stellt sich ja auch in der Geschichtsschreibung, wo man entweder das Weltgeschehen einer bestimmten Epoche gesamthaft schildert oder aber im Längsschnitt die Entwicklung eines einzelnen Landes oder einer Stadt durch verschiedene Zeiten hindurch im Zusammenhang behandelt, um so das Typische hervorzuheben. Da Platters Tagebuch sowie alle Darstellungen den chronologischen Weg beschreiten, hat es mich gereizt, hier einmal dem andern Prinzip zu folgen, das neben den beiden Hauptgestalten von Vater und Sohn auch die weniger bekannten Charaktere der Mutter und der Gemahlin plastischer erscheinen läßt. Auch die drei dauernden Wohnsitze der Familie, das «Gejägd» an der obern Freiestraße, das Landgut zu Gundeldingen und der «Samson» am Petersgraben, erhalten hier ihren verdienten Platz in je einem Kapitel. Von der Hausgeschichte aus eröffnen sich sodann weitere Ausblicke auf Verwandte, namentlich die Stiefmutter und Thomas II sowie dessen Nachkommen.

Kein eigenes Kapitel ist dagegen Felix selbst gewidmet. Er ist das Zentralgestirn, um das sich alles dreht, wobei natürlich Wiederholungen nicht zu vermeiden sind. Verschiedenes, das im folgenden nur gestreift wird, wie Montpellier und das Doktorat, findet daher im Vorwort Platz.

Als *Quellen* dienten die Autobiographie Thomas Platters, das Tagebuch des Felix sowie die Briefe des Vaters an den Sohn; die Briefe des Sohnes an den Vater sind nicht erhalten, zum Teil jedoch in dem Tagebuch resümiert. Aus diesen drei Hauptquellen ergibt sich das Bild einer unvergleichlich engen Bindung zwischen *Vater und Sohn,* wie es in der deutschen Literatur wohl einzig dasteht. Das Wagnis, sein eigenes Leben zu schreiben, ist in dieser Form an sich etwas Neues, das erst dank dem neuen Lebensgefühl der Renaissance denkbar wurde. Vorher beschrieb man etwa eine Pilgerfahrt, eine religiös begründete Erfahrung oder historische Ereignisse, die man erlebt hatte, aber jetzt eine «Vita» um ihrer selbst willen, wenn auch zunächst nur für die eigene Familie oder die nächsten Freunde. Die ersten waren Benvenuto Cellini, Ulrich v. Hutten, die beiden Platter, Andreas Ryff, Agrippa d'Aubigné und am großartig-



Schriftprobe aus dem Tagebuch Felix Platters, ½ nat. Größe, Mscr. AλIII 3, fol. 137. Im letzten Drittel, anno 1562, beginnt die barocke Handschrift des Halbbruders Thomas II.

sten Barth. Sastrow, der heute beschämenderweise selbst in großen deutschen Lexika totgeschwiegen wird. Der Basler Literaturhistoriker Walter Muschg, der in dichterisch beschwingter Sprache Hartmanns Edition einleitet, urteilt: «Wir ermessen kaum mehr, was für jene Zeit ein solches Denkmal war. Man hörte darin wie zum erstenmal den Menschen von sich selber reden und sich als Glied einer irdischen Lebensgemeinschaft begreifen.» Das ganz besondere der beiden Platter'schen Autobiographien ist jedoch das einzigartige Vater-Sohn-Verhältnis, das sonst nirgends «mit gleicher Wucht gestaltet wird». So schreibt auch der Zürcher Literaturhistoriker Fritz Ernst und fährt fort: «Was hier vorliegt, konnte von einem Einzelnen, und wäre er der größte Dichter, gar nicht geschaffen werden. Dergleichen schafft allein das Leben...»

Reizvoll ist auch, neben dem Gemeinsamen das Unterscheidende zu sehen, die gleichen Ereignisse und Gestalten, gesehen durch die verschiedene Optik von Vater und Sohn, die Reaktion des Vaters auf einen Bericht des Sohnes und umgekehrt. Schon der Anfang ist deutlich verschieden: Thomas schreibt gleichsam entschuldigend, der Sohn und andre gelehrte Männer hätten ihn zu einer Lebensbeschreibung mehrmals aufgefordert, während Felix eine solche Begründung nicht mehr für nötig befand. Wieder anders motiviert Thomas II seine Reisebeschreibung: er schreibt «zu anzeigung eines dankbaren gemüts» gegenüber seinem älteren Bruder. Noch bezeichnender sind die grundverschiedenen Handschriften der drei Generationen: «die Schrift des Vaters, infolge lebenslanger Sparsamkeit von unerbittlich konsequenter Kleinheit, vollkommen ebenmäßig, erst am Schluß etwas schwankend; die des Sohnes von Anbeginn an freier, bequemer, herrschaftlicher» (F. Ernst, S. 1108), noch krasser abweichend dann Thomas II mit seiner großspurigen, verschnörkelten Barockschrift, die im Konzept bis zur unlesbaren Schmiererei ausartet.

Sozial gesehen, ist Thomas einzustufen als Selfmademan, der sich zeitlebens seiner armen Herkunft bewußt blieb, Felix als Angehöriger des gehobenen Mittelstandes, der durch seinen Beruf und ungewöhnliche Tüchtigkeit zu einem der reichsten Männer wurde, Thomas II war ein typischer Grundbesitzer und Kapitalist.

Auch die *Bildnisse* sprechen eine beredte Sprache. Das von Hans Bock d.Ae. 1581 geschaffene Halbfigurenporträt von *Thomas I* zeigt uns ein strenges, vergeistigtes Gelehrtengesicht mit äußerst lebhaftem Blick. Das von demselben Künstler stammende Professorenbild des *Sohnes* ist ebenso schlicht; es zeigt den feinsinnigen Gelehrtenkopf mit dem forschenden, auf den Betrachter gerichteten kritischen Blick. Daneben hat Hans Bock 1584 allerdings auch das überlebensgroße anspruchsvolle Ganzfigurenbild-

Felix Platter, Ganzfigurenbildnis im Regenzzimmer der Universität, datiert und signiert von Hans Bock d. Ae. 1584, Kunstmuseum Inv.-Nr. 84. Leihgabe des Klischees vom Verlag Helbing & Lichtenhahn.

nis Felix Platters gemalt, das heute im Regenzsaal der Universität hängt. Hier sehen wir den reich gewordenen, weltmännisch auftretenden Arzt in vornehmer Standeskleidung, mit schwarzem auf Taille geschnittenem Wams und den mit Flaum gefüllten weiten Kniehosen über den schlanken Beinen, mit Barett und hoher Halskrause auf spanische Art, versehen mit allen Attributen, die ihm wichtig schienen: dem Orangenbäumchen mit den reifen Früchten, in der rechten Hand ein Buch, wohl seine Anatomie, daneben eine Zitrone, eine angeschnittene Pomeranze und ein Zweiglein von einer Kartoffelart, im Hintergrund eine Reihe antiker Säulen, die auf Platters Interesse für das römische Augst anspielen. (Vgl. dazu Elisabeth Landolt: Materialien zu Felix Platter als Sammler und Kunstfreund, BZ 72/1972, S.267).

Ein anonymes Porträt *Thomas Platters II* von 1617 zeigt einen würdevollen, mit dreifacher Goldkette behangenen, selbstbewußten Herrn des Barockzeitalters mit fülligem Gesicht, ohne das Charisma des Bruders; das Pendant dazu bildet ein Porträt seiner Frau *Chrischona Platter*-Jeckelmann, der Lieblingsnichte Madlens (Kunstmuseum, Inv. Nr. 42 und 43). Viel lieber wäre uns ein Bild von dieser selbst! Über den um 38 Jahre jüngeren Halbbruder Thomas II schreibt Felix in den «Observationes» (1614, S. 256; ed. Buess, I Nr. 167) – noch in seinem Todesjahr nicht ohne Eitelkeit –, jener, dessen Großvater er sein könnte, sehe trotzdem älter aus als er, da er mit 40 Jahren schon eine Menge grauer Haare habe. Thomas II hat ebenfalls ein Tagebuch geführt, das er dann 1604/05 (also noch vor dem älteren Bruder, und diesem zu Gefallen), bereichert durch historisch-geographische Exkurse, zu einer *Beschreibung seiner Reisen* durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande (1595–1600) ausgeweitet hat; Rut Keiser hat den kulturhistorisch interessanten Reisebericht 1968 in 2 Bänden herausgegeben und kommentiert (Basler Chroniken, Bd. 9). Zur Familiengeschichte ist darin nichts zu finden, ausser zwei Nachrichten über seinen Bruder Niklaus (s. Kap. 12), wohl aber in dem von ihm sorgfältig geführten «*Haußbuch*» (auch «Hauptbuch»), das uns als einzige Quelle über die Testamente und das Vermögen Felix Platters orientiert (s. Kap. 13).

Von den vier genannten hauseigenen Hauptquellen ist das *Tagebuch des Felix* für uns hier die wichtigste. Leider umfaßt der Bericht nur die ersten 32 Lebensjahre, und selbst hier ist er partienweise wesentlich karger. Am muntersten plaudert Felix über seine ersten Jugendjahre in Basel; wie bei den meisten Autobiographen ist die Kindheit von einem eigenartigen Zauber erfüllt. Die tastenden Versuche des Kindes, die Welt zu erfahren und sie zu beherrschen, seine Spiele und Freuden, Mißverständnisse, Sor-

gen und Ängste, seine Träume. Platter hat für dies alles ein geradezu modern anmutendes Interesse, versucht es psychologisch zu erklären. Wie aufschlußreich etwa die Beobachtung, er sei früher «frömmer» gewesen als nachher, als er angefangen habe, «die welt bruchen». Anekdote reiht sich an Anekdote, Erlebnisse mit den Tischgängern des Vaters, erste Schulerlebnisse, Komödienspiel, Bubenstreiche, alles von höchstem psychologischem Reiz und erfüllt von einem köstlichen Humor, der mit zu seinen schönsten Anlagen gehörte. Natürlich fehlt es nicht an düsteren Schatten, man denke nur an die Pestzeiten, aber auch an die kleinen persönlichen Nöte, die Platter so ernst nimmt, wie sie es verdienen. Aber das Schöne, das Positive überwiegt, der Name «Felix», der Glückliche, ist berechtigt! Dieser erste Abschnitt, noch nicht tagebuchmässig erfaßt, sondern frei erzählt aus der Erinnerung des 76jährigen, ist wohl der wertvollste.

Dann folgt die gefahrvolle *Reise* des kaum 16jährigen Studentleins zu Pferd über den Obern Hauenstein–Balsthal–Solothurn–Bern–Freiburg–Romont–Lausanne–Genf, wo er Calvin besuchte und einen neuen Reisegefährten bekam, dann über die rauhen Bergschluchten von Nantua nach Lyon und das Rhonetal hinunter bis Avignon, wo ihn das Heimweh schwer packte, und über Nîmes nach Montpellier, alles zusammen in 3 Wochen. Nur mit knapper Not entkamen Felix und seine Gefährten bei Mézières/VD dem Mordplan einer Räuberbande, in deren Spelunke sie übernachtet hatten. Auch sonst war die Reise nicht ohne Gefahren, doch hatten sie unwahrscheinliches Glück.

An die Reise schließt sich der 4 Jahre 4 Monate dauernde Studienaufenthalt in *Montpellier,* der an Bedeutung und Umfang gewichtigste Teil, rund ein Drittel des zusammenhängenden Berichtes. Hier, in der reizvollen südfranzösischen Stadt, an der – neben Padua – damals besten medizinischen Hochschule Europas, erwarb er mit Feuereifer ein reiches, vielseitiges Wissen als Grundlage für seinen Beruf. Der ganze Aufenthalt stand unter einem günstigen Stern. Felix erlebte Montpellier gerade noch in der Zeit vor dem Religionskrieg der 60er Jahre, welcher der Stadt sehr zusetzte. Der Apotheker Catalan, bei dem er das Quartier hatte, war Marrane, ein Abkömmling jener aus Spanien vertriebenen Juden, die in Montpellier eine neue Heimat gefunden hatten und hinter der katholischen Fassade zäh an ihren alten jüdischen Bräuchen festhielten. Bei ihm fand er als Reformierter Geborgenheit und Verständnis, ja eine fast väterliche Zuneigung. Anfangs konnte er sich nur auf Lateinisch mühsam mit ihm unterhalten, dann lernte er allmählich die französische Umgangssprache. Catalan führte ihn auch in die Gesellschaft der Marranen ein. Sogar

sein wissenschaftlicher Tutor, Prof. Saporta, war Marrane. Die andere große Autorität war damals Prof. Rondelet, als Anatom, Botaniker und Ichthyologe gleich berühmt. Prof. Castellan, der bald darauf Hofarzt wurde, nahm die Studenten mit ans Krankenbett und führte sie in die Praxis ein. Von diesen drei besten seiner Dozenten wurde Felix auch privat eingeladen. Überall fand der wohlerzogene, sympathische Jüngling aus Basel herzliche Aufnahme, dank seiner Musikkunst (man nannte ihn «l'Allemand du luth») und seiner Begeisterung für die französischen Tänze auch bei den Damen. Öfters brachte er mit Kameraden zusammen Ständchen mit «luthen, cymbalen, drümlin und pfiffen, violen, citeren und schalmyen» dar; auch wenn er abends auf seiner Studentenbude Laute spielte, hörten ihm die Damen der Nachbarschaft auf den Dachterrassen gerne zu.

Die bekannteste Episode des Montpellier-Berichts ist der Leichenraub, den Felix zusammen mit einigen französischen Studenten zusammen auf dem Friedhof St. Denis beging, um sich im Anatomieren zu üben. Sonst war er fast immer in Gesellschaft der *deutschen Studenten,* die an den französischen Universitäten eine Gruppe für sich bildeten: sie waren auf eigene Art gekleidet, trugen ein Schwert und hielten gemeinsam ihre Trinkgelage, namentlich am Dreikönigstag, aber auch bei den zahlreichen Gelegenheiten einer Ankunft oder eines Abschieds. Zuweilen schwänzten sie auch die Vorlesung des alten Scyronius und leisteten sich ein Frühstück mit süssem Muscateller und «ein stückle schwines», das es beim Catalan nie gab (L 3/113). Doch waren sie nicht etwa faul, sondern gingen eifrig botanisieren («kräutlen») und veranstalteten unter sich 21 Disputationes, um sich darin zu üben (L 3/734). Dazwischen unternahmen sie Reisen nach Nîmes–Pont du Gard–Avignon und nach Arles–Marseille, wobei sie Altertümer und andere Sehenswürdigkeiten besichtigten. Im nahen Pérols ging man baden, sammelte Muscheln und Krebse usw.

So vergingen die 4½ Jahre für Felix wie im Fluge, in einer gesunden Mischung von Arbeit und Vergnügen, für die Eltern und Madlen Jeckelmann dagegen langsam genug. Wäre nicht die Rücksicht auf die vielumworbene Braut gewesen, so hätte Felix gerne eine längere Reise durch ganz Frankreich, ja zuerst noch durch Spanien unternommen, aber die Zeit drängte, und so begnügte er sich mit einem kleineren *Reiseprogramm:* zuerst in westlicher Richtung über Béziers–Narbonne–Carcassonne–Toulouse und in Richtung NW über Agen–Langon bis *Bordeaux,* dann in nördlicher Richtung bis Saintes, wo der Weg nach La Rochelle leider verpaßt wurde, und statt dessen in Richtung NE nach *Poitiers*–Tours, der Loire entlang nach Orléans und von da nach *Paris.* Nach einem Aufent-

halt von nur 3½ Wochen, den er zu einem Rundgang um die Stadt, zur Besteigung der Notre Dame, zur Teilnahme an einem Trauerzug, einem Besuch der Königsgräber in St. Denis sowie des königlichen Marstalls benützte, wo er den Dauphin und den Kardinal Karl von Lothringen sah, und nach Besuchen bei Bekannten und bei zwei berühmten Ärzten machte er sich auf den Heimweg. Seinem unerfreulichen Begleiter, dem Basler Jacob Rüedin, zuliebe zog er den gleichen Weg bis Orléans zurück, und weiter südwärts nach *Bourges,* von da an ostwärts auf Nebenstraßen über Cosne s. Loire–Clamecy–Vézelay–Avallon bis *Dijon* und schließlich über Besançon und Montbéliard nach Basel. Die ganze Reise dauerte gute 10 Wochen, zur Hälfte Reittage, zur Hälfte Ruhetage; die Strecke betrug ca. 1750 km, die Tagesleistung also ca. 50 km.

Nach der Rückkehr in die Heimat waren es vor allem zwei Dinge, die Felix Platter beschäftigten: das Doktorat und die Hochzeit. Ihnen beiden widmet er eine eingehende, liebevolle Beschreibung. Die Schilderung der *Doktorprüfung* ist geradezu ein Kabinettstück der Erzählerkunst. Wie nirgends sonst erfahren wir die verschiedenen Etappen der sich über einen Monat dahinziehenden Prüfungen: Zuerst die Petition um den Grad vor dem Dekan, am Tag darauf, einem Sonntag Nachmittag die Petition vor den drei prüfenden Professoren, beidemal in einer lateinischen «oration». Anfangs schien alles an der vorschriftswidrigen Jugendlichkeit des Kandidaten scheitern zu wollen: er war noch nicht einmal 21 statt der verlangten 24 Jahre alt. Doch war dies nur ein Scheingefecht, die ganze Aufregung deswegen umsonst. Am 3. Tag folgte das «Tentamen», eine Vorprüfung, die Fragen der Philosophie und Medizin betraf, alles leichter, als Platter erwartet hatte. Die zwei Themen, die er auf den nächsten Tag zur Explikation mitbekam, waren für den modern geschulten Kandidaten Anachronismen: «Die Wechsel der Zeiten bringen Krankheiten hervor» (Hippokrates) und «Die Medizin ist die Wissenschaft von den Heilmitteln...» (Galen). Es war ihm ein Leichtes, in einer Explication, die er auswendig gelernt hatte, darüber zu dozieren. Für weniger sichere Studenten war es freilich eine harte Probe, eine Stunde lang vor drei Professoren lateinisch zu sprechen – es kam einmal vor, daß ein solcher Prüfling ohnmächtig zusammenbrach* – und anschließend «disputierten die dry doctores darwider, wert auch wol dry stundt», so daß der Kandidat ins Kreuzfeuer geriet. Damit war – unausgesprochen – das Examen bestanden, indem man ihm mitteilte, er müsse auch noch öffentlich disputieren. Zur Erfrischung gab es nach beiden Prüfungstagen einen Abendtrunk, zu dem

* «Catalepsis vel Epilepsia ex nimio animi intentione», Observationes 1614, S. 27; ed. Buess I, Nr. 24

Prof. Baers Tochter Margret extra Küchlein gebacken hatte, natürlich alles auf Kosten des Kandidaten. Den Abschluß dieser ersten Runde bildete drei Tage darauf «ein nachtmol zur Kronen», wobei die gestrengen Examinatoren wie schon bei den Abendtrünken «gar lustig waren».

Zu der öffentlichen Disputation, etwa zwei Wochen nach dem Examen, hatte der Dekan wiederum zwei Themata bestimmt, die unter dem Niveau des Doktoranden waren; sie wurden gedruckt, an alle vier Pfarrkirchen angeschlagen und mit einer Einladung allen doctoribus und professoribus vom Pedellen zugestellt. Während die Examina im Hause des Dekans stattfanden, diente für den feierlichen Akt die würdige «aula medicorum», «fieng an am morgen um 7 uren, weret bis zwelfe». Obwohl Platter vom Keuchhusten geplagt war, vermochte er auf alle Einwände der doctores schlagfertig und sachkundig zu antworten, «bestůndt also mit gottes hilf by eeren.» Abschließend folgte auch hier wieder ein kostspieliges Essen in der «Krone».

Vier Tage später erfuhr der Doktorand offiziell seinen Erfolg, nach zwei Wochen fand als Krönung des Ganzen die eigentliche Promotion statt, an der die Regierung, die Akademiker und Freunde teilnahmen. Nach einem Apéritif beim Dekan Prof. Baer zog man in feierlichem Zug vom Münsterplatz «nach dem collegio», der Doktorand «in roten hosen und rotem sidenem attlaßen wammist» und samtverbrämtem schwarzem «schamelot». In der vollbesetzten Aula spielten zuerst Trompeter auf, dann hielt Prof. Keller die «oration und proponiert mir die themata, daruf ich mein oration, so lang war, ußwendig pronuntiert». Der Professor stand auf der obern cathedra, der Doktorand auf der untern, dann wurde dieser mit vorausgehendem Pedell auf die obere cathedra geführt und erhielt dort vom Dekan ein Samtbarett (den Doktorhut), darauf einen schönen Kranz aufgesetzt sowie einen Ring angesteckt. Nach der Proklamation mußte der neugebackene Doktor noch eine eher fragwürdige Probe im Extemporieren leisten: Der Dekan schlug scheinbar zufällig eine Stelle in einem Buch auf, «do las ich den text, als stiende er dorin, fieng denselben an aus zelegen». Dann schlug jener das Buch zu, und Platter hielt eine lange, ebenfalls auswendig gelernte lateinische Danksagung. Die vierstündige Zeremonie schloß mit einer stattlichen «procession», «der pedel vor mir und die bleser», hinüber zur «krone», wo an 7 Tischen der Doktorschmaus gehalten wurde. Platter erzählt das Ganze mit sichtlichem Stolz, aber zugleich mit spürbarem Humor; es scheint, daß der alte, reichlich kauzige Dekan Prof. Baer, «so ein großer philosophus sein wolt», selbst in euphorischer Stimmung war und diese übertrug.

Ich habe diesen Höhepunkt in Felix Platters Leben hier ausführlicher wiedergegeben, da er in den folgenden Kapiteln nur gestreift wird. Eingehender behandelt wird dort dagegen das andere große Ereignis, *die Hochzeit* mit Magdalena Jeckelmann (s. Kap. 4 und 7). Mit diesem Doppelgipfel endet der erste Lebensabschnitt Felix Platters, und damit nimmt auch sein Interesse an seiner «*Vita*» merklich ab. Der Strom der Beredsamkeit wird schwächer; nur hie und da wird eine Begegnung oder ein Krankenbesuch zu einer abgerundeten Erzählung ausgesponnen, sonst aber verlieren die Eintragungen im Tagebuch immer mehr an Fülle und Leuchtkraft und werden stellenweise zur bloßen Aufzählung. Für die Zeit von 1562 an überließ er die Redaktion sogar seinem Bruder, 1567 bricht das Tagebuch ganz ab.

Den einzigen zusammenhängenden und biographisch interessanten Teil bildet hier die *Walliser Reise von 1563* (s. Kap. 8). Neben der eigenen Familie figurieren im Tagebuch eine Unmenge von Personen, im Hauptteil des Tagebuches ca. 900; nimmt man noch die angehängten drei Reiseberichte über Hoffeste in der zweiten Lebenshälfte hinzu, so sind es über 1100. Sie entstammen den verschiedensten Lebensbereichen: zuerst die Nachbarn und Schulfreunde, von Vaters Seite die Drucker und Lehrer, Zunftfreunde, Honoratioren, die Tischgänger, dann der Kreis der Professoren und Studenten in Montpellier, die riesige Zahl der Patienten und schließlich von den Fürstenhöfen die zahlreichen Adligen. Während von den zuletzt genannten Rittern und Hofschranzen meist nur die Namen aufgezählt werden, werden andere Zeitgenossen wie Studenten, Professoren und einzelne Patienten mehr oder weniger deutlich charakterisiert: wir erfahren etwas über ihre amtliche oder soziale Stellung, den Namen der Frau usw., sehr häufig auch ein oder mehrere typische Eigenheiten, so daß sich daraus ein kleines Porträt entwickelt. Platter versteht es ausgezeichnet, durch eine bestimmte Situation oder eine Anekdote eine Person uns lebendig zu machen. Die Aufgabe des Herausgebers ist es, diese zahlreichen Personen, die zuweilen unter einem Berufsnamen oder einem Übernamen erscheinen, zu identifizieren, ihre Lebensdaten sowie Herkunft, Ämter und weitere Schicksale zu ergänzen, kurz das, was man *Personengeschichte* nennt. Diese mit der Genealogie verwandte Spezialwissenschaft steht heute nicht hoch im Kurs, verglichen etwa mit Sozialwissenschaft und *Statistik,* die statt des Individuums die Gruppen und Massen studieren. Platter ist auch auf diesem Gebiet seiner Zeit voraus, er ist sogar ein eigentlicher Pionier der Statistik: in Voraussicht der nächsten zu erwartenden Pestepidemie erstellte er 1610 als Stadtarzt ein Verzeichnis aller Häuser Basels und ihrer Einwohner (Mscr. A λ III 3) und verzeich-

nete darauf 1611 in seinem Pestbüchlein eine erstaunlich detaillierte Statistik aller Erkrankungen und Todesfälle («Siben regierende pestelentzen...», Mscr. A λ III 5[a], zum Teil ediert von Rose Hunziker, Diss. med. Basel 1938).

Man mag über Wert und Unwert, Wahrheit und Lüge aller Statistik denken, wie man will, so scheint mir doch Felix Platters *individuelle Porträtierkunst* viel interessanter, intelligenter und lebenswahr. Und über die reiche Vielfalt der Dargestellten möchte man mit Gottfried Keller in seinem «Fähnlein» sagen: «Ei, was wimmelt da für verschiedenes Volk..., mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander...!». Der Arzt und Psychiater durchleuchtet sie alle mit seinem Röntgenblick, spießt sie auf und analysiert sie, wie er es als Kind schon mit Hirschkäfern und Schmetterlingen zu tun pflegte. Man lese den gleichzeitig mit diesem Neujahrsblatt publizierten Originaltext des Tagebuches, am besten gleich zweimal; man wird dieses Urteil bestätigt finden.

Denselben scharfen Beobachtungssinn wie im Tagebuch gewahrt man, hier gepaart mit exakter Sachkenntnis und kombinierender Reflexion, in den «*Observationes*» von 1614, dem dritten großen Fachbuch Platters. Während er in seinem ersten Werk «De corporis humani structura et usu» 1583 den Bau des menschlichen Körpers schilderte, in seinem zweiten, der «Praxis medica» (1602–1608) die verschiedenen Krankheiten und ihre Behandlung, so gibt er in den «Observationes» eine Sammlung von 680 Krankengeschichten, wo wir gespannt mitverfolgen können, wie er seine Arzneikunst im Einzelfalle anwandte: Meist erfahren wir Geschlecht, Alter, Stand und Heimat des Patienten, fast immer unter diskreter Verschweigung des Namens, dann die Krankheitssymptome, seine Diagnose und Therapie, wobei die komplizierten Rezepturen vermerkt werden, und schließlich den Verlauf der Krankheit. Der Basler Medizinhistoriker Prof. Heinrich Buess hat den ersten Teil (etwas gekürzt) in deutscher Übersetzung und mit Kommentar versehen herausgegeben und damit auch für den Laien zu einer spannenden Lektüre gemacht.

Platter verfaßte die Reinschrift der Observationes auf Grund eingehender Notizen aus seiner 56jährigen Praxis in den letzten Lebensjahren 1612–14. Das erklärt uns, warum er 1612 nicht mehr Zeit fand, die Reinschrift seines Tagebuches selber abzuschließen, sondern beim Jahre 1561 abbrach, die Redaktion seinem Bruder überlassend. Das Fachinteresse überwog und verdrängte das autobiographische. Zudem reichten seine auf

Zettel geschriebenen Notizen kaum viel weiter, nur bis zum Jahre 1567 und beschränkten sich in den letzten Jahren fast nur noch auf eine knappe Aufzählung seiner Arztvisiten in der Regio. Offenbar wurde in den 60er Jahren bereits die berufliche Inanspruchnahme so stark, daß sowohl das Interesse wie auch die Zeit für Tagebuchnotizen zu fehlen begannen. Seine Praxis hatte sich ausgeweitet, daneben hatte er seit dem Doktorat auch Vorlesungen, 1570 wurde er erstmals Rektor und bald darauf, nach dem Tode Johannes Hubers, im Februar *1571 Professor der praktischen Medizin und Stadtarzt.* Damit hatte er seine große Lebensaufgabe gefunden. Er führte die anatomische Richtung nach dem Vorbild Vesals, die im Zeitalter des Konfessionalismus überall auf Widerstände stieß, mit zäher Tatkraft an der Basler Universität ein und hob diese auf ein bisher unerhörtes Niveau. Während man vorher die Basler Medizinstudenten an einer Hand aufzählen konnte, waren es 1580 bereits 23, in der Zeit von 1575–1630 insgesamt 1033, von denen 863 hier zum Dr. med. promovierten. (Albr. Burckhardt: Gs. d. med. Fak..., S. 155, A. 6). Auf verschiedenen Gebieten, in der Ophthalmologie, Gynäkologie und namentlich in der Psychiatrie gelangte er zu neuen Einsichten; wenn er auf einem Hauptgebiet dagegen, dem Kampf gegen die Pest, trotz allem versagte, so lag es wohl an seinem Mangel an Kampfgeist, um die nötige Absperrung der Stadt durchzusetzen. Über *Felix Platter als Arzt* gibt es aus den letzten 100 Jahren zahlreiche Bücher und Aufsätze, die man bei Heinrich Buess in seiner Ausgabe der Observationes verzeichnet findet; das schönste Gesamtbild bildet immer noch Joh. Karchers «Felix Platter, Lebensbild des Basler Stadtarztes» (Basel 1949, leider ohne Belege). Wir können hier die medizinische Seite nur streifen, da wir uns auf ein bescheideneres Thema beschränkt haben.

Wenn wir in den «Observationes» die große Zahl von Platters Heilerfolgen sehen, die er dort – ohne jede Ruhmredigkeit und neben Mißerfolgen – sachlich beschreibt, so wundert es einen nicht, daß *sein Ruhm* bald über die Grenzen unserer Stadt weit hinaus drang. Zahlreiche Patienten aus der ganzen Regio Basiliensis und darüber hinaus zogen ihn schriftlich oder mündlich zu Rate, darunter auch verschiedene Fürsten aus Baden, Württemberg, Lothringen und Sachsen. In einzelnen Fällen entwickelte sich daraus ein freundschaftliches Vertrauensverhältnis, so besonders mit den Herren von Rappoltstein im elsässischen Rappoltsweiler (Ribeauvillé) und mit dem benachbarten Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Hachberg in Badenweiler, dessen Leibarzt er war; ein Vertragsverhältnis ging er sonst nur mit dem Bischof von Basel und dem Komtur von Beuggen ein, alle auswärtigen Berufungen ablehnend. Gelegentlich wurde

er von seinen fürstlichen Gönnern zu Hoffesten wie Hochzeiten und Taufen eingeladen; drei solcher *Hofreisen* nach den Residenzen in Sigmaringen, Stuttgart und Hechingen in den Jahren 1577, 1596 und 1598 hat er unter Aufzählung aller Festlichkeiten, Turniere, Essen, Bälle und Jagdpartien ausführlich beschrieben. Sie bilden gleichsam die Fortsetzung des Tagebuches (s. meine Ausgabe, Kap. 13–15). Uns wäre es heute lieber, er hätte sein Tagebuch über die Zeit seiner Professur hinaus fortgesetzt und würde uns über seine berufliche und private Tätigkeit jener Zeit berichten – für die ärztliche Seite bilden die «Observationes» einen Ersatz – doch zeigt eben gerade diese Auswahl, wie sehr sich Platter als Bürgerlicher durch jene fürstlichen Einladungen geehrt fühlte, wie sehr er den ritterlich-höfischen Prunk genoß, auch wenn er nach ein paar Wochen gerne wieder heimging.

Diese Freude an einem gehobenen Lebensstil, an Prunk und namentlich an eleganter Kleidung zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Leben des Basler Arztes und erklärt sich aus seiner einfachen Herkunft. In seiner zweiten Lebenshälfte schuf er sich, zusammen mit seiner verehrten und geliebten Gemahlin, ein gediegenes großbürgerliches Heim in dem schönen Hause «zum Samson» am Petersgraben (s. Kap. 10) und entfaltete eine vornehme Gastlichkeit. Trotz seiner enormen Arbeitslast als Privatarzt, Professor und Archiater fand er immer noch Zeit, Freunde und Bekannte einzuladen; er zeigte ihnen mit Stolz seine Sammlungen, er musizierte gerne, er genoß – stets mit Maß – ein gutes Essen und einen edlen Tropfen und er liebte es zu scherzen, wie seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte beweisen. Das vorübergehende Leid der Kinderlosigkeit war überwunden; seit dem Gredlin fehlte es nie mehr an jungem Leben im Hause. Die körperliche Gesundheit und geistige Lebhaftigkeit blieben ihm bis zuletzt erhalten. Er war wahrhaft ein Glücklicher, ein Felix!

Zum Schluß *ein Wort des Dankes* für alle, die mir in meiner Arbeit geholfen haben. Für meine kommentierte Ausgabe von Felix Platters Tagebuch erhielt ich von den Behörden von Basel-Stadt und der Freien Akademischen Stiftung unter Vorsitz von Herrn Dr. Eduard Sieber während mehrerer Jahre eine Teilentlastung von meinem Schulpensum, wofür auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Zuletzt hatte ich dank dem Regierungsrat von Basel-Land einen vollen Urlaub im W.S. 1971/72, so daß ich die Edition abschließen und auch die vorliegenden Aufsätze verfassen konnte. Mein Dank gilt gleichfalls den Beamten des Staatsarchivs und der Universitätsbibliothek, besonders Herrn Dr. Max Burckhardt und Prof. Dr. Andreas Staehelin. In philologischen Fragen berieten mich die Germanisten Dr. P. Ochsenbein, Frl. Dr. Jörg, Dr. Rudolf Suter und

Dr. Schläpfer sowie die Altphilologen Prof. Dr. B. Wyss, Prof. Dr. F. Heinimann und Dr. Martin Steinmann, für medizinhistorische Probleme Prof. Dr. Dulieu in Montpellier sowie die Professoren Dr. H. Buess und Dr. G. Wolf-Heidegger, für Fragen des Wallis Hochwürden Dr. H.-A. v. Roten, Rektor in Ergisch und Herr A.-L. Schnidrig, Ing. Agr. in Pratteln. Ganz besonderen Dank schulde ich Frau Dr. Elisabeth Landolt-Wegener und Frl. Dr. M.-L. Portmann, die durch ihre gleichgerichteten Interessen mir helfend zur Seite standen, Herrn Dr. B.-R. Jenny, dem vorbildlichen Herausgeber der Amerbach-Korrespondenz, sowie meiner Gemahlin, die mich mit gutem Rat allzeit ermuntert hat. Zu guter Letzt danke ich speziell Herrn Dr. Hans Lanz und der GGG, die mir trotz der hohen Kosten in freundlicher Weise Aufnahme im Neujahrsblatt gewährt haben.